Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.

Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3, u. Löschе, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale in Berlin:
Königgrätzerstraße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3893.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt
und
Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 66. **Donnerstag** den 6. Februar 1902. **96. Jahrgang.**

Unseren Berliner Freunden

hierdurch die ergebene Mittheilung, daß durch den besonders in den letzten Jahren sich fortgesetzt erweiternden Kreis unserer Abonnenten und Inserenten in der Reichshauptstadt wir uns veranlaßt gesehen haben, in

Berlin SW.,
Königgrätzerstraße 116,

direct am Anhalter Bahnhof, eine

Filial-Expedition

zu errichten, deren Eröffnung am 1. d. M. erfolgt ist.

Anzeigen sowohl wie Abonnements werden dort zu denselben Bedingungen entgegengenommen und erledigt wie in unserer Haupt-Expedition in Leipzig.

Unser gleichfalls dortselbst eingerichtetes

Verkehrs-Bureau

bietet unsern auf Reisen befindlichen sächsischen Abonnenten

Lesezimmer — Fernsprecher — Adreßbücher — Kursbücher — Stadtpläne ꝛc.,

auch wird daselbst jede gewünschte Auskunft über Verkehrsverhältnisse, Hotels, Pensionen ꝛc. bereitwilligst ertheilt.

Leipzig, im Februar 1902.

Leipziger Tageblatt.

Die Jesuitenfrage.

Ein Wort zur Verständigung nach rechts und links.

Die Jesuitenfrage —, ist das nicht ein schier abgedroschenes Thema? Ja, aber sie kehrt immer wieder, und was ihre Lösung erschwert, ist ein Zweifaches: 1) daß ihre politische und sociale Bedeutung für unser aus Katholiken und Protestanten gemischtes, unter einem protestantischen Herrscher geeinigtes Volk von so Vielen verkannt wird und 2) daß man nicht genügend zwischen Jesuitismus und Katholicismus unterscheidet, oder dieselben gar identificirt; denn wo letzteres geschieht, da muß folgerichtig das Gesetz vom 4. Juli 1872 als ein schweres Unrecht gegen die katholische Kirche empfunden werden. Aber auch gebildete Katholiken sollten einsehen und die ungebildeten mit zu überzeugen suchen, daß diese Gleichstellung ohne Grund ist. Die katholische Kirche hat existirt und an ihrem Theile segensreich gewirkt, ehe es Jesuiten gab, und sie hat an ihrem Bestande keine Einbuße erlitten, als die Gesellschaft Jesu vom Papste selbst „im Interesse des Friedens" aufgelöst wurde. Aber auch von protestantischer Seite sollte der Unterschied zwischen Jesuitismus und Katholicismus allgemein zugestanden werden. Sagt man: im Jesuitismus tritt das eigenthümlichste Wesen des Katholicismus zu Tage, so mag das theoretisch richtig sein, aber die Praxis hat sich doch seit lange zum Glück anders gestaltet. Oder ist es nicht Thatsache, daß deutsche Katholiken und Protestanten in gutem Frieden neben einander leben können? Ja, sie können's und thun's, im Staat, in der Gemeinde und, was früher unmöglich schien, sogar im engsten Lebenskreise, in der ehelichen Gemeinschaft. Sagt man aber, der gute Katholik müßte consequenterweise ebenso intolerant sein wie die Schüler Loyolas, so ließe sich erwidern: intolerant müßten auch die Lutheraner und die Reformirten sein, wenn sie in ihren kirchlichen Sonderbekenntnissen die ganze irrthumslose religiöse Wahrheit zu besitzen meinten, und sind es drei Jahrhunderte hindurch gegen die Katholiken und untereinander gewesen; aber ich sehe davon ab und sage: freuen wir uns der glücklichen Inconsequenz! Oder wäre es besser, wenn Alle intolerant wären: wenn die Zeit wiederkehrte, in der sie es für etwas Gott Wohlgefälliges hielten, um des Glaubens willen einander zu hassen, zu verfolgen und zu vernichten? Im Verneinen dieser Frage wissen sich alle Gebildeten von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken völlig eins. Man sollte sich aber auch darin völlig eins wissen, daß uns — wir seien Katholiken oder Protestanten — den Angehörigen der anderen Confession gegenüber nicht nur die vom Staat erzwungene, sondern auch eine auf der Einsicht in ihre sittliche Nothwendigkeit beruhende „wohlwollende" Toleranz geziemt. Und das umsomehr, als mit dem gegentheiligen Verhalten doch gar nichts erreicht wird.

Es sind über 800 Jahre seit der ersten großen Kirchenspaltung verflossen und bald 400 seit der zweiten. Alle Wiedervereinigungsversuche, bis auf den letzten, zu dem der gelehrte und ehrwürdige Katholik Döllinger glaubte Anleitung geben zu können, sind gescheitert; und mag man das beklagen oder nicht: der Thatsache ist Rechnung zu tragen und nichts gewisser, als daß solche Versuche auch fernerhin mißlingen werden. Denn die Verschiedenheit zwischen katholischer und protestantischer Frömmigkeit hat tieferen Grund, als daß Theologen und Philosophen sie mit dogmatischen Compromißformeln aus der Welt schaffen könnten. Nicht zufällig ist im Norden der Protestantismus und im Süden der Katholicismus vorherrschend, sondern darum, weil das religiöse Bedürfniß dort und hier ein verschiedenes ist. Die Dogmen spielen dabei eine geringe Rolle, eine jedenfalls viel größere der Cultus, an den der Einzelne von klein auf gewöhnt ist. Der Protestant kann sich am „Wort", wenn es eindringlich und für ihn überzeugend verkündigt wird, genügend erbauen — deshalb ist ihm die Predigt im öffentlichen Gottesdienst die Hauptsache —, der Katholik nicht. Ihm ist die Religion weit mehr Gefühlssache, und nur durch einen formenreichen, auf die Sinne wirkenden Cultus findet er sich befriedigt. Die katholische Kirche kommt dem ästhetischen Bedürfnisse ihrer Angehörigen weitherzig entgegen, und dies ist der Grund, nicht ihre Dogmatik, daß so oft Künstler und andere phantasiereiche Männer — und noch mehr Frauen — in sie zurückgeflüchtet sind.

Daß die römische Kirche (so ist richtiger zu sagen, als die katholische, die es längst nicht mehr giebt) auf solche „Bekehrte" stolz ist und auf die Uebertritte fürstlicher Persönlichkeiten hohen Werth legt, ist wohl begreiflich. Aber sie irrt, wenn sie darauf die Hoffnung gründet, daß früher oder später, ganze Völker oder gar Alle sich unter ihr „sanftes Joch" beugen werden. Man kann vielmehr sagen: nicht ein einziger Protestant wird Katholik, insofern der sich zum Katholicismus Convertirende nie Protestant im vollen Sinn des Wortes war. Denn lassen wir die Frage nach der dogmatischen Wahrheit ganz dahingestellt sein: eine Entwickelung nicht nur des religiösen Bewußtseins, sondern des gesammten Geisteslebens liegt im Protestantismus jedenfalls vor, so gewiß dieser aus dem Katholicismus entstanden ist und nicht der aus dem Protestantismus. Es ist ebenso unmöglich, daß überzeugte Protestanten sich zum Katholicismus zurückbekehren, wie daß ein Jahrhundert auf die Entwickelungsstufe eines vorhergegangenen sich zurückversetzt.

Aber auch die Uebertritte aus der katholischen Kirche in die protestantische bedeuten wenig, und wenn die „Los von Rom-Bewegung" dreimal so viel Erfolg hätte, als sie bisher gehabt hat: am Stärkeverhältniß der Parteien wird sie in absehbarer Zeit nichts ändern. Die Protestanten wie die Katholiken müssen sich darein finden, und alle Verständigen werden einsehen, daß es nicht nur würdiger, sondern auch im gegenseitigen Interesse ist, wenn sie, anstatt auf den Seelenfang auszugehen, einander weitherzig vertragen. „Aber weshalb widersetzt sich denn der Bundesrath der Aufhebung des Jesuitengesetzes?" Ich denke, nicht weil er engherzig, sondern weil er weit- und scharfsichtiger als die Mehrzahl unserer Reichstagsabgeordneten ist, durch die Geschichte belehrt, daß der Jesuitenorden den Frieden zwischen Katholiken und Protestanten, an dessen Erhaltung der Regierung in einem confessionell gemischten Staate Alles gelegen sein muß, grundsätzlich untergräbt. Es handelt sich da an erster Stelle nicht um eine kirchlich-religiöse, sondern um eine politisch-sociale Frage von größter Bedeutung. Wenn die „Volkszeitung" in einer ihrer neuesten Nummern sagt: „Die Gesellschaft Jesu ist ein Orden, wie alle andern", so verräth sie damit ihre Unwissenheit; denn diese Gesellschaft ist ein ganz eigenartiger, ausdrücklich zur Bekämpfung des Protestantismus gestifteter Orden. Und daß er sich darauf versteht und vor keinem Mittel zurückscheut, das er für seinen Zweck dienlich erachtet, hat er genügend bewiesen. Ohne die Jesuiten wäre es nicht zur blutigen Bartholomäusnacht, ohne sie nicht zum dreißigjährigen Kriege gekommen, der Deutschland nahezu vernichtet hat.

Hier sagen nun auch die Deutschfreisinnigen: „Tempi passati! Die kehren nie wieder", und dessen wollen wir uns gern mit ihnen getrösten; aber die Propaganda des Jesuitenordens im confessionell gemischten Staate darum zu unterschätzen, haben wir keinen Grund, und die Katholiken haben keinen, sich die zweifelhafte Hilfe der Jesuiten zu wünschen. Für ihre religiösen Bedürfnisse ist durch den regulären Klerus, der im deutschen Reiche gebildeter als in jedem anderen ist, hinreichend gesorgt, und es verdient neben der Thatsache, daß jene sich noch in keinem Staate auf die Dauer zu behaupten vermocht haben und aus dem gut katholischen Frankreich sechsmal ausgewiesen wurden, wohl beachtet zu werden, daß die Oberen der katholischen Hierarchie, die Bischöfe und Erzbischöfe, sich noch nie ernstlich um die Rückkehr der Jesuiten bemüht haben, wie die Ultramontanen im Reichstage. Und weshalb sollten sie es auch thun? Der Jesuitenorden, mit Privilegien ausgestattet, wie kein anderer, ist ihrer Aufsicht nicht unterstellt, sie müssen sich vielmehr die seinige gefallen lassen; und der Staat, wenn Mitglieder der Gesellschaft Jesu sich Uebergriffe erlauben, kann nicht die Bischöfe dafür verantwortlich machen. Denn die Jesuiten bilden, auch innerhalb der katholischen Kirche, ein Freicorps, das lediglich von seinem General in Rom abhängig ist. Man braucht nicht auf die laxen Grundsätze der Jesuitenmoral einzugehen, unter denen es doch auch staatsgefährliche giebt, wie beispielsweise der, daß katholische Deserteure, unter gewissen Voraussetzungen, nicht verpflichtet sind, zu ihrer Fahne zurückzukehren; es genügt, daran zu erinnern, daß jeder einzelne von seinen Voraussetzungen völlig abhängig und so unfrei ist, wie „der Stock in der Hand des ihn führenden Mannes", und daß der über alle mit souveräner Machtvollkommenheit Gebietende von keiner weltlichen Obrigkeit erreichbar ist —, ich sage, das genügt, um zu dem Schlusse zu kommen: für die Aufrechterhaltung des Jesuitengesetzes spricht viel, für seine Aufhebung nichts.

D. D.

Der Krieg in Südafrika.

Zu dem Angebot der niederländischen Friedensvermittelung

schreibt man uns aus Brüssel:

Dr. Leyds spricht sich aus sehr begreiflichen Gründen über die Vorgänge nicht aus; jedoch erfährt man aus seiner Umgebung genug, um sich ein ziemlich genaues Urtheil bilden zu können. Die erste Anregung zur Einleitung der Verhandlungen ist hiernach von denselben englischen Finanzkreisen ausgegangen, welche schon vor drei Monaten einen Vertrauensmann zum Präsidenten Krüger und den anderen in Europa weilenden Boerenvertretern entsandt hatten. Dieser Mann wollte den Präsidenten Krüger veranlassen, ein unmittelbares Gesuch an den König Eduard zu richten und um Frieden zu bitten, dann würde durch das Eingreifen des Königs das britische Cabinet zu Zugeständnissen hinsichtlich der Unabhängigkeit der Boerenstaaten genöthigt werden. Präsident Krüger, ebenso wie die übrigen Delegirten, lehnten jedes Eingehen auf den Vorschlag ab, da der betreffende Unterhändler keinerlei Nachweis darüber erbringen konnte, daß auch nur eine einzige amtliche Person in London seine Schritte unterstütze. Da also auf diesem Wege die Wünsche der sehr friedensbedürftigen Londoner Finanzwelt nicht in Erfüllung gehen konnten, so kam man auf den Einfall, den holländischen Ministerpräsidenten vorzuschieben. Man rechnete damit, daß Dr. Kuyper wiederholt den Wunsch geäußert hatte, der niederländischen Regierung möge die Rolle des Friedensvermittlers übertragen werden, und so fand derselbe Beauftragte des Londoner Randminen-Syndicats bei Dr. Kuyper bereitwilligst Aufnahme seiner Vorschläge. Es ist nun aber zweifellos, daß die britische Regierung über das Vorgehen der Finanzgruppe durchaus unterrichtet war, ja sogar dasselbe veranlaßt hat. Aber man will sich in London so stellen, als sei die ganze Action eine private und werde dem englischen Cabinet von außen her angetragen. Natürlich kann man dann auch den Stolzen spielen, der den um Frieden bittenden Boeren Nichts zu gewähren braucht. So hat man auch dem Dr. Kuyper den Vorschlag aufgedrängt, die englische Regierung möge gnädigst gestatten, daß eine Commission von Delegirten der holländischen Regierung nach Südafrika reise und dort mit den Boerengeneralen direct über den Frieden verhandele. Dieser Vorschlag bedeutet nichts Anderes als über den Kopf des Präsidenten Krüger und der hiesigen Boerendelegation hinweg mit einigen Führern in Südafrika zu verhandeln. Durch derartige Machenschaften wird jedoch die englische Regierung schwerlich zu ihrem Ziele kommen; und niederländische Regierungscommissare, die vor Delaren oder De Wet erscheinen würden, um diesen die Unterwerfung unter England und den Verzicht auf die Unabhängigkeit anzuempfehlen, würden vielleicht in eine sehr unangenehme Lage kommen.

Die „Südafrikanische Correspondenz" meldet aus Brüssel, 4. Februar:

Unser Londoner Mitarbeiter bestätigt die Meldung französischer Blätter, nach der die Schritte der holländischen Regierung auf zwei hochstehende englische Persönlichkeiten zurückzuführen sind. Er erfährt weiter, daß die Stellung des Ministers Chamberlain, die schon seit Monaten erschüttert erschien, von Neuem bedroht ist. Zwischen den Leitern des Home Office und anderen Ministern sei es bei der Berathung der Note zu scharfen Auseinandersetzungen gekommen. Doch dürfe man noch nicht mit dem Sturze des Ministeriums rechnen, da Chamberlain durch seine Birminghamer Rede, und insbesondere durch die Zurechtweisung des deutschen Reichskanzlers im Volke eine Position errungen habe, die mit in Rechnung zu ziehen sei. Die Rede selbst sei in Voraussicht der kommenden Ereignisse gehalten worden.

Vom Kriegsschauplatze.

* **London**, 5. Februar. (Telegramm.) Lord Kitchener meldet aus Pretoria unter dem 4. Februar: Eine englische Abtheilung unter Byng's Commando griff nach einem von Liebenberg Ost ausgehenden Nachtmarsche den Commandanten Wessels an. Die Engländer erbeuteten zwei

Feuilleton.

Das Ungethüm.

Eine Tanzstundenhumoreske von Paul A. Kirstein.

Nachdruck verboten.

Der Herr Amtsgerichtsrath Körner ging schon den ganzen Morgen in tiefen Gedanken durch die Zimmer.

„Von wem hat sie's nur, von wem hat sie's nur?!"

Und dabei streifte sein kritisch prüfender Blick hin und wieder diese „sie", die sonst im Leben seine einzige neunzehnjährige Tochter Else war, und wieder ging er rastlos nach vorn und zurück.

„Woher konnte sie's nur haben?!"

Er blickte in den Spiegel. Von ihm doch sicherlich nicht! Er kam sich trotz seiner untersetzten Gestalt und seines Marienbader Leibesumfanges schön und zierlich vor, gegen sie, gegen dieses — — —

Nein, er sagte es nicht. Es war doch immerhin seine Tochter.

Aber der Gedanke ging ihm nicht aus dem Kopfe.

Er trieb ihn sogar so weit, daß er ganz plötzlich seine Frau, die mit den heftigsten Wirthschaftssorgen durch die Wohnung eilte, fest am Arme packte und unvermittelt zu ihr sagte:

„Laß Dich mal ansehen, Amalie!"

Sie stand erschrocken und verblüfft.

„Aber Ferdinand . . . ."

Er jedoch war so in seine Forschungsidee vertieft, daß er den Einwand nicht beachtete, sondern seine gute Frau ganz einfach hin und her drehte.

„Hm . . ." räusperte er sich dann und rückte den tanzenden Kneifer auf der Nase zurecht, „Du bist wirklich — wirklich . . . . etwas stark geworden!"

Und wieder war die Frau verblüfft, und wieder fand sie keine anderen Worte, als: „Aber Ferdinand!"

Na — die sagte sie denn auch, aber ihr schönes, volles Gesicht wurde dabei um einen ganzen Ton röthlicher.

Ferdinand jedoch achtete wieder nicht darauf. Seine Augen ruhten auch nicht auf ihrem Gesicht, sondern auf ihrer ganzen Gestalt. Und als hätte er dort den Stein des Anstoßes gefunden, reckte er sich plötzlich hoch auf und sagte mit leisem Seufzer:

„Ja — Du bist wirklich etwas stark geworden! Mir ist das in den zwanzig Jahren unserer Ehe noch nie so aufgefallen!"

Diese, gewiß nicht sehr delicate Bemerkung ärgerte nun wieder Frau Amalie und etwas pikirt antwortete sie:

„Das ist traurig genug! Ein Mann, der seine Frau zwanzig Jahre lang nicht betrachtet, zeigt dadurch, daß er sie nicht liebt und auch niemals geliebt hat."

„Oh, bitte — erlaube mal . . ."

Aber Frau Amalie erlaubte nicht, denn nun, da der Bann der Verblüfftheit von ihr genommen war, mußte sie auch ihrem Herzen und ihrem Rededrange Luft machen.

„Ganz abgesehen davon", fuhr sie fort, „daß ich jetzt, wo ich mit der Wirthschaft mehr zu thun habe, als mir lieb ist, nicht richtig angezogen bin und auch nicht sein kann, und also auch nicht so — so . . . corpulent bin, als Du zu glauben scheinst — — ganz abgesehen davon soll einem Mann, der seine Frau achtet und schätzt, jede Veränderung an ihr, mag sie gut sein oder schlecht, sofort auffallen, und dann wird er nicht nöthig haben, ihr so plötzlich, so gleich am frühen Morgen, so . . . unliebenswürdige Dinge zu sagen!"

„Du bist im Irrthum, liebe Amalia — —"

„Amalia?!!! Ah — Du wirst officiell . . ."

„Nein! Ich werde nicht officiell!"

„Gewiß! Sonst hättest Du nicht „Amalia", sondern „Amalie" oder „liebe Frau" gesagt — Was soll übrigens diese ganze Geschichte? Wozu ist diese Anguckerei und — diese ganzen Umstände?"

„Aber laß mich doch nur auch mal zu Worte kommen!" Er rang schon die Hände.

„Du redst ja in einem fort!"

„Nein! Du redest." Und seine Stimme fast zu Flötentönen herabzwingend, sagte er: „Ich wollte ja nur wissen, von wem sie's eigentlich hat?"

„Wer?"

„Unsere Else."

„Was?"

Hui, da saß er wieder in der Patsche. Denn wenn er jetzt so unverblümt und geradezu die ominöse Sache fragte, dann konnte noch einmal ein kleiner Vorhagel auf ihn herniederprasseln.

Das wollte er nicht gern.

Er überlegte also ein wenig — und dann sprach er sanft, mit einer Umschreibung, auf die er als Jurist ordentlich stolz war: „Ich wollte mich nur überzeugen, von wem unsere Tochter das — „Wohlgenährte" hat!"

„Ah!" Eigentlich war Frau Amalie sprachlos, denn darauf war sie nicht gefaßt. Dann aber raffte sie sich auf.

„Von wem anders, als von meiner guten Küche, von meiner Pflege und Fürsorge! Erben thut man so etwas nicht!"

Im Gefühl ihres Triumphes stand sie vor ihm. Er aber ärgerte sich darüber.

„Ich hab's ja immer gesagt, Du sollst das Mädchen nicht so verwöhnen, ihm nicht so viel zu essen geben — —"

„Ja — sollte ich sie denn hungern lassen?"

„Das nicht! Aber Du hast sie gemästet, direct gemästet!"

„Das — ist stark!"

„Stark?! Haha —" Er lachte ein höhnisches, gewaltsames Gelächter. „Ein bischen dick lasse ich mir ja gefallen, aber so dick — nein, das ist nicht richtig!"

— — Warum erwähnst Du das? Sage mir nur, warum Du das gerade heute erwähnst?"

„Das will ich Dir sagen!" Und als hätte er das größte Weltgeheimniß zu verkünden, zog der Amtsgerichtsrath seine Frau ganz dicht zu sich heran. „Weißt Du, wie Deine Tochter in der Tanzstunde genannt wird? — Das Ungethüm, jawohl, das Ungethüm!!" Und er ließ die Hand seiner Gattin wieder fahren, als spürte er Feuer in ihr.

Und sie war doch fast zu Eis erstarrt! Ihre Tochter, ihre Else — ein Ungethüm!!!

Der Amtsgerichtsrath aber rollte die ganze Karte seiner Verstimmung auf. Wie er am Abend vorher, gleich nachdem er seine Acten erledigt hatte, in den Tanzstundensaal gekommen war, wie ihn Niemand erkannt hatte, wie sie ringsum gekichert und sich angestoßen hätten! „Seht doch nur, das „Ungethüm" tanzt; seht doch nur, wie das „Ungethüm" hopst, wie lange es dauert, bis das „Ungethüm" sich einmal um sich selber gedreht hat!"

„Und dieses „Ungethüm" war immer unsere Tochter!"

„Und als dann der Else das Malheur passirte, daß sie hinfiel — wie sie sich da Alle gefreut hatten, wie sie gelacht und gejuchzt haben: Das „Ungethüm" an der Erde! Das „Ungethüm" hat die Dielen durchgeschlagen — —

Ich habe mich wirklich geschämt. Und ausgerechnet mit diesem Assessor, mit meinem Assessor, diesem Windhund, der vom Tanzen ebenso wenig Ahnung hat, wie von der Jurisprudenz — — na aber warte! Der soll's gut haben!"

Frau Amalie sagte nichts mehr. Sie war geknickt, gebrochen, in eine tiefe Versenkung hinabgerutscht.

Sie nahm nur später ihre Tochter in die mütterlichen Arme und schluchzte laut und klar: „Mein armes Kind — das neue Kleid zu dem Tanzstundenball — wir werden's wohl nie erreichen!"

Else lachte dazu! „Wieso, Mama? Ist's Papa zu viel Stoff?" Und sie zeigte vergnügt auf ihren recht beträchtlichen Umfang.

Die Mutter betrachtete sie mit einem Kassandrablick: „Wenn Du wüßtest! Wenn Du wüßtest?" —

Der Herr Amtsgerichtsrath ging indessen aufs Gericht. Nach dieser nicht gerade erbaulichen Morgenandacht war ihm ohnehin das Concept verdorben. Und dazu spukte ihm noch immer das „Ungethüm", die Tanz-

SLUB
Wir führen Wissen.